

# Verletzbarkeit trostlos schweigen

*Christiane Hutson*

In jedem Augenblick kann mich strukturelle Gewalt treffen – ohne, dass ich irgendetwas dagegen tun kann. Ich bin verletzbar. Es ist allerdings nicht meine Verletzbarkeit, die mich lähmt, sondern die Hoffnung, dass ich dieser Verletzbarkeit aus dem Weg gehen könnte. Die Vorstellung, dass ich nur bestimmte Dinge lernen, umgehen oder vermeiden muss, um möglichst unverletzt durch mein Leben gehen zu können. Diese Hoffnung setzt sich in das theoretische Bild um, dass – beispielsweise - Rassismus, Ableism<sup>1</sup> und Adulthood<sup>2</sup> unabhängig voneinander Gewalt hervorbringen. Das sie als Gewaltachsen existieren und ich am wenigsten verletzbar bin, wenn ich auf ausschließlich einer Achse balanciere und die Schnittpunkte verschiedener Achsen, also die scheinbar begrenzten Orten potenziertes Gewalt vermeide.

In meinem Alltag erfahre ich jedoch immer wieder, dass verschiedene Gewaltdimensionen unauflöslich und unumgänglich miteinander verwoben sind und mich dieses undurchdringliche Netz immer wieder zu Fall bringt. In dieser mehrdimensionalen Verwobenheit gibt es keinen Ort, der weniger gewaltvoll oder sicherer wäre, als ein anderer – ganz gleich wie sehr ich darauf hoffe:

Vor einiger Zeit war ich mit dem Zug auf dem Weg nach Hause. Auf dem Weg zu meinem Sitzplatz traf ich ein ungefähr dreijähriges weißes, gesundes Mädchen, von dem ich wusste, dass es im selben Abteil saß wie ich. Nachdem wir gemeinsam „unser“ Abteil betraten und schließlich die weiße gesunde Mutter des Mädchens erreicht hatten, fragte das Kind sie: „Was hat die Frau?“ Weder die Mutter, noch ich antworteten. Ich ging weiter zu meinem Platz, während das Kind mir folgte und weiter die Frage stellte: „Was hat die Frau?“. Noch immer bekam es keine Antwort. Also stellte es seine Frage – vor meinem Sitzplatz stehend - lauter und drängender, ohne ein Antwort zu bekommen. Die allgemeine Anspannung im Abteil wurde immer spürbarer und gipfelte darin, dass die Mutter ihre Tochter von meinem Platz weg zog, wogegen das Mädchen laut zu protestieren und zu weinen anfang. Nach ein paar Minuten hatte sich die Anspannung gelegt und das Mädchen wieder beruhigt. Ich hörte wie die Mutter der Tochter zuflüsterte: „Die Frau ist krank.“ - und schweige weiterhin.

Das Fragen des Kindes und die Antwort der Mutter gaben mir das Gefühl angekrankt<sup>3</sup> zu werden.

---

1 Ableism (engl.: to be able) markiert und analysiert die Machtungleichheit zwischen Menschen mit Krankheit/ Behinderung einerseits und gesunden/ nicht-behinderten Menschen andererseits als gesellschaftliche Grundstruktur.  
2 Adulthood (engl.: adult) markiert und analysiert die Machtungleichheit zwischen Kindern und Erwachsenen als gesellschaftliche Grundstruktur.  
3 Ich danke Lisa für diesen Begriff.

Darunter verstehe ich, das mein Gegenüber machtvoll agiert, indem es das Leben kranker Menschen/ mit Behinderung im Vergleich zum Leben gesunder Menschen/ ohne Behinderung als freud- und sinnlos phantasiert und diese Phantasie auf meine Lebensrealität überträgt. Diese Phantasien sind gewaltvoll, weil sie in eine kollektivierende Machtstruktur eingebunden sind, in der gesunde/ nicht-behinderte Menschen privilegiert und Menschen mit Krankheit/ Behinderung diskriminiert werden. Die Folgen aus dieser Diskriminierung bzw. Privilegierung werden dabei als körperliche Materialitäten verstanden.

Beispielsweise gelten Gesunde/ Nicht-Behinderte als leistungsfähiger als Menschen mit Krankheit/ Behinderung. Ausgeblendet wird hierbei, dass Gesunde/ Nicht-Behinderte definieren, was Leistung ist und die Leistungsfähigkeit behinderter/ kranker Menschen im selbem Schritt als etwas Besonderes hervorgehoben (es „trotz“ der Krankheit/ Behinderung geschafft zu haben) oder abgewertet („Für eine\_n KrankEn/ BehindertEn nicht schlecht.“) wird. Das heißt, an Gesund-/ Nichtbehindertsein ausgerichtete Vorstellungen von erfülltem Leben und Leistung werden zur Norm und die spezifische Realität von Menschen mit Krankheit/ Behinderung wird abgewertet und ausgeblendet. Daraus entstehende Formen struktureller Gewalt, schreiben sich sowohl in die Subjekte ein, die als krank/ behindert diskriminiert werden, als auch in die, die als gesund/ nicht-behindert privilegiert werden.

In der oben geschilderten Situation erfolgt meine Markierung als krank explizit erst durch das geflüsterte „Die Frau ist krank.“ der Mutter. Unterschwellig vollzieht sich meine Markierung als krank jedoch schon in der Beziehungsstruktur zwischen dem Mädchen und mir. In dieser wird mir der mit der Markierung als krank einhergehende Machtverlust bzw. der Machtgewinn des Mädchens in Bezug auf Adultismus vermittelt.

Adultismus markiert die Diskriminierung von Kindern durch Erwachsene.<sup>4</sup> Ähnlich rassistischen und ableistischen Ordnungsverhältnissen werden auch im Adultismus die Kommunikationsstrukturen zwischen privilegierten Erwachsenen und diskriminierten Kindern erzwungenermaßen vereinseitigt<sup>5</sup>: Von Kindern wird gefordert, dass sie Erwachsenen zuhören, ihnen nicht widersprechen und schweigen, wenn Erwachsene reden. Der Kommunikationswunsch und -inhalt von Kindern wird abgewertet, der der Erwachsenen aufgewertet.

In der geschilderten Situation ist diese Struktur zwischen dem Kind und mir aufgehoben: das Mädchen spricht und ich schweige.<sup>6</sup> Das Kind lässt sich durch mein Schweigen nicht von seinem

---

4 s. für den deutschen Kontext ManuEla Ritz: „Adultismus – ein (un) bekanntes Phänomen“. In: Wagner, Petra (Hg.): „Handbuch Kinderwelten. Vielfalt als Chance - Grundlagen einer vorurteilsbewussten Bildung und Erziehung.“ Breisgau 2008:128-136

5 Zum Begriff der Vereinseitigung s. Maureen Maischa Eggers Beitrag zum 29.Green Ladies Lunch: „Antidiskriminierungspolitik revisited: Intersektionalität – Diversity oder was?“

6 Zunächst habe ich diese Situation aus einer Perspektive betrachtet, in der mein Schweigen das Kind nicht als Subjekt ernst nimmt und damit die adultistische Ordnung reproduziert. In der vorliegenden Analyse liegt mein Fokus darauf, dass mich das Mädchen wiederholt nicht direkt anspricht, obwohl es zu mir – und keiner anderen

Fragen abbringen. Es spricht weiter über mich und gegen mein Selbstverständnis, indem es meine Sichtbarkeit im Vergleich zu seiner eigenen und der aller anderen Anwesenden im Abteil als nicht selbstverständlich artikuliert. Diese dauerhafte Zielstrebigkeit des Kindes erlebe ich als Erwachsene in dieser Situation als Machtverlust. Denn das Kind nimmt mich in dieser Situation nicht als sprechendes Subjekt wahr. Diesen „Fehltritt“ des Kindes innerhalb der adultistischen Ordnung, erlebe ich durch die Fortführung meines Schweigens als ableistische Markierung. Das heißt, durch die situative Ungültigkeit adultistischer Kommunikationsstrukturen (mein Schweigen bricht den Fragefluss des Kindes nicht ab), erfahre ich mich in einer „angekrankten“ gesellschaftlichen Position.

Das dauerhafte Fragen des Kindes und die damit verbundene situative Ungültigkeit adultistischer Kommunikationsstrukturen verweist in der vorliegenden Konstellation „Schwarze Frau - weißes Mädchen“ auch auf ein koloniales Echo. Grada Kilomba<sup>7</sup> hat darauf hingewiesen, dass sich koloniale Gewalt auch durch das zum Schweigen bringen der kolonisierten People of Color gegenüber den weißen Kolonisierenden durchsetzte. Sie verdeutlicht dies anhand einer Maske, bei der ein Stück in den Mund geklemmt und mit zwei über das Gesicht und unter der Kinnpartie verlaufenden Schnüren am Hinterkopf festgebunden wurde. Damit ließ die Maske diejenigen, die sie tragen mussten, verstummen. Dadurch dass die koloniale Brutalität für kolonisierte, versklavte People of Color durch das gewaltsam erzwungene Schweigen unaussprechbar wurde, konnten weiße Kolonisierende die Gewalttätigkeit von Eroberung und Unterdrückung verleugnen.

In der geschilderten Situation im Zug findet in der Beziehung zwischen dem weißen Mädchen und mir ein Rückbezug auf diese koloniale Beziehungsstruktur zwischen weißen Menschen und People of Color statt:

Das Mädchen richtet seine Frage - obwohl es mich ansieht - nicht direkt an mich, sondern an seine weiße Mutter. Mein Schweigen bestätigt den Eindruck des Kindes, dass ich in dieser Situation kein Subjekt bin. Ich wage nicht auszudrücken, dass mich die öffentlich als krank markierende Frage des Mädchens an Verletzungen durch rassistische Markierungen erinnert. Dieses Schweigen unterliegt der Vorstellung, dass die Situation frei von rassistischen Ordnungsstrukturen wäre, weil ich nicht explizit rassistisch markiert worden bin. Das heißt, ich konnte in der Situation nicht wahrnehmen, dass die Kommunikationsstruktur zwischen dem Kind und mir durch ableistische *und* rassistische Machtunterschiede ermöglicht wurde. In Folge dessen bringe ich meine Verletzbarkeit in Bezug auf Rassismus nur mit meiner Erinnerung und nicht mit der gegenwärtigen Situation in Verbindung. Ich beschweige mein Erleben der Situation, dass mit der Erinnerung an rassistische Verletzungen über die in ihr vorhandenen Diskriminierungsdimension „Ableism“ hinaus geht.

---

Person Blickkontakt hat.

7 s. Grada Kilomba: „Plantation Memories. Episodes of Everyday Racism“. Münster, 2008: 15-23

Allerdings hat mich die Frage des Mädchens zugleich auch auf eine andere Weise verletzt. Ich hatte in dieser Situation das Gefühl „zu passen“. „Zu passen“ bzw. Passing wird vornehmlich im US-amerikanischen Kontext und in Bezug auf rassistische Hierarchien verwendet.<sup>8</sup> Es markiert eine Situation, in der ein Subjekt im Widerspruch zur bestehenden Ordnung privilegiert wird oder eine privilegiertere Position einnehmen kann, als die bestehende Ordnung vorsieht. Zu berücksichtigen ist meines Erachtens, dass Passing nicht funktionieren kann, wenn zumindest das Subjekt, das passt bzw. gepasst wird, nicht mit seiner Diskriminierung rechnen würde. Das heißt, die Möglichkeit des Passing basiert auf Diskriminierung als Alltagserfahrung.

In der oben geschilderten Situation hatte ich das Gefühl, durch die ankrankende Frage des Mädchens zu passen. Das heißt, mich erinnerte die Art und Weise, wie das Kind und ich zueinander in Beziehung traten, an Erfahrungen, in denen meine Sichtbarkeit rassifizierend wahrgenommen wurde. Bedeutsam an rassifizierenden Erfahrungsmomenten ist, dass sie (mir) das Gefühl geben auf eine gesellschaftliche Position verkürzt zu werden: mir wird in den Momenten, in denen ich rassifiziert werde, nicht bewusst, dass ich zugleich vergeschlechtlicht und nicht-behindert bzw. -krank/ behindert wahrgenommen werde. Durch die Frage des Mädchens entstand für mich eine Situation, in der ich Ankrankung und meine (Erinnerung) an Rassifizierung als Widerspruch erlebte: In Bezug auf Krankheit markiert zu werden, setzte in mir das Gefühl frei, zugleich in der rassistischen Ordnung als weiß durchzugehen.<sup>9</sup>

Zusammengefasst erlebte ich in dieser Situation die unauflösliche Verwobenheit von Rassismus, Ableism sowie Adultismus und damit auch dass ich unvermeidlich und mehrdimensional verletzbar bin. Die verletzende Markierung als krank innerhalb einer ableistischen Ordnung gibt mir zugleich das Gefühl vermittelt im Widerspruch zu den rassistischen Ordnungsstrukturen privilegiert zu werden. Zugleich reproduziere ich durch mein Schweigen gegenüber dem weißen Mädchen eine postkoloniale, rassistische Ordnungsstruktur, in der erwachsene People of Color gegenüber weißen Menschen gleich welchen Alters verstummen. Zudem erfahre ich meine Markierung als krank mit der Einschränkung meiner adultistischen Privilegien verbunden: ich kann in dieser Situation, die Kommunikationsstruktur, in der Kinder schweigen und Erwachsene sprechen, nicht herstellen. Meine Hoffnung, unverletzbar zu sein, wird enttäuscht. Mein Schweigen gegenüber dem Mädchen, das Schweigen der anderen Mitreisenden und das Flüstern der Mutter hat mich nicht davor geschützt, verletzt zu werden, sondern zielt darauf, die stattfindende Verwobenheit von Gewalt nicht preis zugeben.

---

<sup>8</sup> Von Passing wird auch im Bezug auf Positionierungspraxen innerhalb von Ableism und Heterosexismus gesprochen.

<sup>9</sup> Ich erfahre allerdings auch, dass ich zugleich in der rassistischen und der ableistischen Ordnung diskriminiert werde. s. Christiane Hutson: „Schwarzkrank? Post/ koloniale Rassifizierungen von Krankheit in Deutschland“. In: Ha, Kien Nghi und Nicola Lauré al-Samarai, Sheila Mysorekar (Hg.): „re/ visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland“. Münster, 2007: 229-241

„Wo es um die Verteidigung des Schweigens geht, zeichnen sich für jede von uns die Züge unserer Angst ab – Angst vor Verachtung oder Zensur, vor irgendeinem Urteil oder davor, erkannt zu werden. Angst vor der Herausforderung oder der Vernichtung. Aber ich glaube, am meisten angst macht uns unsere bloße Sichtbarkeit, ohne die wir andererseits gar nicht wirklich leben können.“

Audre Lorde